

Erstveröffentlichung

Der Text geht auf ein Referat zurück, das beim Symposium *Franz Kafka, Wien und der Prager Kreis*, 1994 in Wien gehalten wurde.

1 Vesela, Gabriela: »[...] von der schönen Menschlichkeit erfüllt.« Auguste Hauschner. In: *Philologica Pragensia*, 33. Jg., Nr. 1 (1990), pp. 42-48.

2 Wolkan, Rudolf: *Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen und den Sudetenländern*. Augsburg: Stauda 1925, p. 103.

3 Brod, Max: *Der Prager Kreis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1979, p. 48.

4 Beradt, Martin/ Bloch-Zavrel, Lotte (Hg.): *Briefe an Auguste Hauschner*. Berlin: Rowohlt 1920, p. 7.

5 Ibid.

Unwissenschaftlich und eher wie ein Märchentitel klingt die Überschrift dieses Beitrags. Folgerichtig müsste der erste Satz heißen: »Es war einmal eine Auguste Hauschner, und die hatte viele Enkelkinder.«

Da ich tatsächlich eine Abneigung verspüre gegen ausgeklügelte, Zeilen lange Überschriften wissenschaftlicher Arbeiten, die bereits an sich ein kryptisches Rätsel darstellen, verharre ich bei der märchenhaften Ur-Großmutter-Gestalt und der sagenhaften Ur-Großmutter-Theorie, die ich dem Olmützer Germanisten Ludvík Václavěk verdanke, der in den 80er Jahren bei einem Vortrag der Prager Germanistin Gabriela Veselá (aus deren Hauschner-Aufsatz ich dankbar Informationen bezog¹) dieses Attribut für die Prager Schriftstellerin kreierte.

Urgroßmütter scheinen über gewisse stereotype Eigenschaften zu verfügen, die es erlauben, eine soziologisch aufwertbare Kategorie der Urgroßmütter zu definieren.

Erstens: Von Urgroßmüttern pflegt man in der Regel – als Enkel oder gar Urenkel – nicht viel zu wissen. Man kennt noch den Namen, man hat ein paar vergilbte Fotografien gesehen. In Familien, die ihre Historie bewusst pflegen, werden von der Urgroßmutter ab und zu Geschichten erzählt. Da erscheint dann vor den Augen des Enkels eine alte Dame (denn nie wird sie jung gedacht), die – da sie noch im »goldenen Zeitalter« vor den schrecklichen Kriegen lebte – Verkörperung von Harmonie, Güte, Familientradition, aber auch Gelehrtheit und Scharfsinnigkeit (»ist es nicht in *Meyers Konversationslexikon* zu finden, fragen wir die Großmutter« – pflegte mein hoch gebildeter Großvater zu sagen) und außerdem die beste Bridgespielerin weit und breit. Mehr als diese verklärten Umrisse bleibt normalerweise nicht haften.

Zweitens aber fühlt man sich in der Kette der Geschlechter der Urgroßmutter verbunden, man ist ihr Erbe, sei die Erbschaft bewusst oder unbewusst empfunden.

Vom Leben der Auguste Hauschner (die selbst keine leiblichen Enkel hatte, sondern am 10. April 1924 kinderlos starb) weiß die Enkel-Nachwelt wahrlich nicht viel zu berichten: Einem gut bürgerlichen, angesehenen jüdischen Haus entstammend, ist sie am 12. Februar 1850 in Prag als Auguste Sobotka geboren – die unterschiedlichen Angaben zum Geburtsjahre in verschiedenen Quellen entspringen wohl dem Umstand, dass sie »ihr Geburtsdatum ängstlich verschwie«², wie es wohl damals Mode war. Einer ihrer geistigen Enkel, Max Brod, bringt den Familiennamen »Sobotka« (der auf tschechisch »Sammstag« bedeutet) in Verbindung mit der geistigen Bewegung im Judentum des 17. Jahrhunderts um Sabbatai Zwi.³ Auguste Sobotka heiratete mit 21 Jahren den kunstinteressierten Fabrikanten Bruno Hauschner und zog mit ihm nach Berlin. Sicher hatte sie es v.a. ihren eigenen Kunstinteressen (sie widmete sich eifrig dem Klavierspiel) aber auch ihrem Mann – und vielleicht noch dem berühmten Cousin Fritz Mauthner (der, 1849 im böhmischen Horitz geboren, seit 1876 ebenfalls in Berlin lebte) zu verdanken, dass sich um ihr Haus in der stillen Seitengasse *Am Karlsbad* 25 Künstler scharten, Musiker, Maler, Schriftsteller, Tänzer, Schauspieler. Nach dem Tode Bruno Hauschners, 1890, vertieften sich noch die vielfachen Verbindungen Auguste Hauschners zur Berliner Künstlerwelt, ihr Wohnzimmer mit zwei Klavieren wurde zum regelrechten »Künstlersalon«, der den »Glanz der alten Salons«⁴ neu entstehen ließ. Wohl in dieser Zeit, da sie sich – gerade 40jährig – in die neue »Witwen-Etappe« ihres Lebens einfinden musste, entstand um sie der Großmutter-Mythos: Hoch symptomatisch beschreibt sie der Herausgeber der *Briefe an Auguste Hauschner*, Martin Beradt:

Ihre Freunde kannten sie nur alt: eine hochgewachsene Frau von gerader Haltung, in schwarzem oder grauem Kleid, das Haar schon von einem stumpfen Grau, im Gesicht nur noch der Nachglanz ihrer Jugend, die Augen freilich lebhaft, die Hände, die aus Spitzen- oder Fallärmeln hervortraten, greisenhaft – aber wie viele küßten in den Briefen, die hier folgen, diese Hände, wieviele dankten ihr für die Stunden, in denen sie dieses Gesicht betrachten durften! Sie hatte einen feinen, klugen, aber zugleich lebhaften und leidenschaftlichen Geist. Ihr Urteil über Menschen, vernichtend in seiner Skepsis, hinderte sie nicht, den Umgang mit ihnen zu suchen. Mit einem scharfen Blick für ihre Schwächen und unabhängig genug, sie in der Unterhaltung preiszugeben, opferte sie sich gleichzeitig für die Menschen auf – sie sah keinen Widerspruch darin: für die Erkenntnis gibt es keine Grenzen, aber auch nicht für das Herz.⁵

6 Beradt/ Bloch-Zavrel 1920, p. 10f.

7 Auswahlbibliografie: *Doktor Ferency und andere Novellen* (1895); *Abschied*. Roman (1897); *Die Unterseele*. Novellen (1898); *Lehrgeld. Geschichte einer Ehe* (Roman, 1899); *Frauen unter sich. Dramatische Skizzen* (1901); *Daatjes Hochzeit* (Novelle, 1902); *Kunst* (Roman, 1904); *Die sieben Naturen des Dichters Clemens Beißmann* (1906); *Zwischen den Zeiten* (Roman, 1906); *Die Familie Lowositz* (Roman 1908); *Rudolf und Camilla* (Roman, 1910); *Die große Pantomime* (Roman, 1913); *Der Tod des Löwen* (Novelle, 1916); *Erste Liebe. Künstlernovellen* (1919); *Die Siedlung* (Roman, 1919).

8 Vesela 1990, p. 47.

9 Vesela 1990, p. 43.

10 Beradt/ Bloch-Zavrel 1920, p. 46.

11 Fürst, R.: Eine deutsche Dichterin aus Böhmen. In: *Deutsche Arbeit* 3/1 (Oktober 1903), pp. 99-103, zit. n. Vesela 1990, p. 43.

12 Wolkan 1925, p. 103, p. 145, p. 159.

13 Mühlberger, Josef: *Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen 1900-1939*. München, Wien: Langen Müller 1981.

Tatsächlich scheint neben dem altklugen scharfsinnigen Blick die aus Lebenserfahrung erwachsene Hilfsbereitschaft die Haupteigenschaft Auguste Hauschners gewesen zu sein. Die 2. Herausgeberin der Briefe, die Pragerin Lotte Bloch-Zavrel, schreibt in ihrem Einführungswort:

Der Gefahr, ausgenutzt zu werden, wich sie nie aus, ja man kann sagen, sie suchte sie [...] Wie unendlich viele sind mit ihren Sorgen zu ihr gekommen, die zu den ganz ganz seltenen gehörte, die sich die Sorgen der anderen wirklich zu ihren eigenen machte, bis zur Opferung ihres Schlafes, ihrer Arbeit und schließlich ihrer Gesundheit.⁶

Die Briefe an Auguste Hauschner, herausgegeben 5 Jahre nach ihrem Tode (ihre eigenen Gegenbriefe wollte die Autorin nicht publizieren lassen), Briefe von Berühmtheiten wie Fritz Mauthner, Hermann Sudermann, Max Liebermann, Gustav Landauer, Maximilian Harden, Norbert Jaques, Romain Rolland, Arthur Schnitzler, Ludwig Thoma, Thomas Mann, Stefan Zweig, Alfred Klaar, Martin Buber, Siegfried Jacobson, Max Brod, sind tatsächlich voller Dankbarkeit – für erwiesene Hilfeleistungen (so wurde z.B. Gustav Landauer über Jahre hinweg von Auguste Hauschner finanziell unterstützt), für Vermittlung in Künstlerkreisen, für Besprechungen der neuesten Werke in Literaturzeitschriften oder einfach fürs warme Herz und das zum Zuhören geneigte Ohr.

Die Briefe an Auguste Hauschner sind überhaupt eine willkommene Quelle, den Lebensumständen und -schicksalen der alten Dame näher zu kommen. Man erfährt vieles über ihre geistige Entwicklung – so war ihr Fritz Mauthner stets behilflich bei der Auswahl der philosophischen Lektüre und engagierte den jungen Landauer als zeitweiligen Privatdozenten für seine Cousine – man erfährt vieles über ihre Lektüre, die sie in unzähligen Besprechungen und Rezensionen bearbeitete, man erfährt über ihr Engagement in charitativen und künstlerischen Vereinen.

Zum Glück ist man »als Familienforscher« aber nicht nur auf Zeugnisse Fremder angewiesen, so lehrreich sie auch sind, denn die »Großmutter« hinterließ selbst Zeugnisse ihres geistigen Lebens und ihrer Entwicklung in der Gestalt ihrer Romane, Novellen und Dramolette, denn sie war Schriftstellerin. Trotz der Autorenschaft von mehr als 15 Büchern⁷ wurde sie jedoch bereits im Jahr der Herausgabe der *Briefe*, 1929, »vom Lesepublikum schon vergessen«⁸, nicht minder von der gelehrten Germanistik. In älteren Literaturgeschichten, vornehmlich denen, die sich dem deutschen Schrifttum der böhmischen Länder widmen, werden noch einige ihrer Werke aufgezählt, sie wird in die Nähe der böhmischen Schriftstellerinnen Bertha von Suttner und Ossip Schubin gerückt, wobei sie von Gabriela Vesela nach Verdienst »die weitaus modernste und originellste Schriftstellerin dieser Trias«⁹ genannt wird, von dem Schweizer Kritiker J.V. Widmann wird ihr allerdings Ebner-Eschenbach als Muster »der bleibenden Literatur«¹⁰ vorgezogen. In ihrem Erstling, der Novellensammlung *Doktor Ferency* (1895) werden Einflüsse des Naturalismus diagnostiziert, der Einfluss Zolas wird auch in späteren Werken festgestellt, so z.B. im Arbeiterroman *Zwischen den Zeiten* (1906); bei der dramatischen Bearbeitung der Lebensweise der niedrigsten Berliner Schichten in der Skizze *Armut* aus der Sammlung *Frauen unter sich* (1901) wird ihr gar »Hauptmannsche Kraft«¹¹ zugebilligt (trotz des eigentlichen Misserfolgs der Wiener Premiere 1903). Die häufigen Bearbeitungen des Künstler-Themas lassen sie in der Nachbarschaft der neuromantischen Anfänge Thomas und Heinrich Manns erscheinen, wobei ihren Romanen allerdings nur »Unterhaltungswert« und »geringe Bedeutung« zugesprochen wird. Einzig der Roman *Die große Pantomime* (1913) aus dieser Themensparte wird von dem Literaturhistoriker Rudolf Wolkan als »trefflich geschrieben« gelobt, er lässt auch noch die zwei Novellen *Daatjes Hochzeit* (1902) und *Der Tod des Löwen* (1916) als »ergreifend und mit starker Kraft gezeichnet«¹² gelten. Josef Mühlberger, der in seiner kurzen Abhandlung über Hauschner innerhalb seiner »Geschichte der deutschen Literatur in Böhmen« vielfach von Wolkan abschreibt, widmet sich eingehender nur dem Problem der Emanzipation der Geschlechter, dem »Ringens der Geschlechter um- und gegeneinander«¹³, das Hauschner als eine der ersten ernst zu nehmenden feministischen Schriftstellerinnen fast in jedem Text aufgreift und bearbeitet. Dem belesenen Enkel, der feministisch bereits vieles gewöhnt ist, gehen tatsächlich manchmal die Augen über ob den gewagten Äußerungen, die von Hauschner den Frauengestalten am Anfang des Jahrhunderts in den Mund gelegt werden: So kämpft die begabte Malerin Thyra Johannsen in der Skizze *Kunst (Frauen unter sich)* um das Recht der Frau, sich der Kunst frei widmen zu dürfen, welche Freiheit bereits am ersten Hindernis zu scheitern droht: Denn es gehört sich nicht, dass eine anständige Frau einen Akt, einen nackten Körper zeichnet, geschweige denn eine Studienreise nach dem verruchten Paris unternimmt, wozu

14 Beradt/ Bloch-Zavrel 1920, p. 12.

15 Vesela 1990, p. 47.

16 Beradt/ Bloch-Zavrel 1920, p. 146.

17 Urzidil, Johannes: Da geht Kafka.
München: dtv s.a.

18 Cf. Krolp, Kurt: Hinweis auf eine verschollene Rundfrage: »Warum haben sie Prag verlassen?«. In: Germanistica Pragensia 4 (1966), p. 50ff.

Johannsen ihre Freundin Maurer überreden will. Die zynisch-witzige Johannsen kämpft im heiligen Zorn gegen ihre verspießerten Artgenossinnen, die einer verlogenen Moral nachhängen, doch verliert sie ihren Kampf, denn ihre bereits gewonnen gewusste Freundin verrät die eigenen künstlerischen Ambitionen, die moderne Kunst an sich und sogar ihre Freundin um der Verlobung willen. Fast alle Frauen bei Hauschner verlieren ihren Kampf um Selbstbestimmung trotz scharfer feministischer Töne, die sehr oft mit sozialkritischen verbunden sind: Nach schweren seelischen Kämpfen und psychischen Schiffbrüchen finden sie sich in die Männerwelt ein, die ihnen höchstens die Rolle der Ehefrau, der Mutter und der Geliebten zubilligt. In ihrer weiblichen Kampfechlossenheit sind sie aber durchaus würdige Ahnfrauen der oft viel weniger sympathischen feministischen Figuren unserer Zeit.

Viel mehr zum Lebenswerk Auguste Hauschners bietet die germanistische Nachwelt nicht. Die These scheint also zu stimmen: Man pflegt von den Urgroßmüttern nicht viel zu wissen. Erschwerend kommt noch hinzu, dass sich – wie Lotte Zavrel bezeugt – Auguste Hauschner hat »ungern fotografieren, und, obgleich sie die Freundin vieler Künstler war, fast nie zeichnen oder malen lassen.«¹⁴ Trotz der Absenz vergilbter Fotografien wirkte die vergessene Urgroßmutter aber im Gemüt jener Enkel weiter, die allesamt mit ihrem dichterischen, journalistischen und übersetzerischen Werk das bunte Phänomen der Prager deutschen Literatur bildeten.

Persönlich kannten sie wohl all die literaturbegeisterten Jünglinge des Arco-Kreises, Werfel, Urzidil, Kisch, Fuchs, Pick, Winder nicht; lediglich die älteren, Franz Kafka, Felix Weltsch, Oskar Baum hätten von ihrem Freund Max Brod Näheres von der erstaunlichen, gutherzigen alten Dame in Berlin gehört haben und in den Lesungen Auguste Hauschners in der Prager *Urania* zugegen gewesen sein können und kannten wohl ihren Namen. Ein größeres Interesse an einer schreibenden, vor geraumer Zeit in Prag geborenen Frau wäre bei den um 40 Jahre jüngeren Prager Dichtern, die seit dem Anbruch des Expressionismus das Prager literarische Feld beherrschten, auch eher erstaunlich, denn nichts war den jungen, mit starkem Generationsgefühl ausgestatteten Prager Dichtern ferner als ein ernstes Interesse an der neuromantischen ersten Prager Dichtergeneration der *Concordia*, zu der Auguste Hauschner mit ihrem Geburtsjahr 1850 gehörte. Die alten Dichterpäpste, etwa Fritz Adler und Hugo Salus wurden von den Jüngsten höchstens milde belächelt und ansonsten für einigermaßen »verflossen« und uninteressant gehalten. Und doch – hätten sie die Romane Hauschners gekannt, hätten sie sich vielleicht gewundert, inwieweit die Stoffe, die von der späteren Literaturgeschichtsforschung für signifikant »pragerisch« und typisch gerade für die letzte Prager dichterische Generation erklärt wurden, bereits vorgebildet sind im Werk der »Urgroßmutter« Auguste Hauschner.

»Auguste Hauschners erzählerische Kunst war immer dann am stärksten, am persönlichsten, wo sie im Heimatboden, in Prag wurzeln blieb.«¹⁵ schreibt Gabriela Veselá und spielt dabei auf den zweiteiligen Prager Roman *Die Familie Lowositz* (1908) und *Rudolf und Camilla* (1910) an sowie auf die Novelle *Der Tod des Löwen* (1916). Gerade Letztere, die in düsteren Farben, expressiv, dynamisch, leidenschaftlich, in so »unheimlicher Bewegung« den letzten Tag des melancholischen Herrschers am Hradschin, Kaiser Rudolf II. zeichnet, dass man »in der Nacht nach der Lektüre an wilden Träumen«¹⁶ leiden kann, rückte deren Verfasserin über Generationsgrenzen hinweg in die Gemeinschaft der Prager deutschen Autoren, die in einem kurzen Zeitraum von 1914 bis 1917 eine stattliche Reihe von Romanen und Novellen erschienen ließen, die alle das zeitgenössische oder historische Prag zum Thema und gar zur Hauptgestalt haben, und somit den Mythos der »unheimlichen, dämonischen Stadt der Verbrecherintelligenz und des menschen-schöpferischen Mystizismus«¹⁷ begründeten, der als Paradigma bis heute gültig blieb. Das Prag des Golems ist gemeint, denn Gustav Meyrinks erster Roman aus dem Jahre 1915 ist der berühmteste und mustergültigste in dieser Reihe. Ihm stofflich verwandt Leppins Roman *Severins Gang in die Finsternis* (1914), Egon Erwin Kischs *Der Mädchenhirt* (1914), Brods *Tycho Brahes Weg zu Gott* (1915), Ernst Weiß' *Der Kampf* (1916), Meyrinks 2. Roman *Die Walpurgisnacht* (1917) und eben Hauschners *Der Tod des Löwen*. Die ungewöhnliche Fülle der Prager Stoffe auf einem so kleinen zeitlichen Raum gab Anlass zu Betrachtungen über den »Prager Roman«, »Prag als Stoff«, »Prag als literarische Stadt«,¹⁸ in denen die Prager deutsche Literatur zwar als ein kompliziertes und differenziertes, aber trotzdem wohl überschaubares und definierbares Ganzes erscheint. Zur Betonung dieser scheinbar selbstverständlichen Tatsache zwingt mich die positivistische Forschung, die seit der Entdeckung Kafkas mit Vorliebe einzelne



19 Cf. Beradt/ Bloch-Zavrel 1920,
p. 160, p. 187.

20 Wolkan, p. 103.

21 Brod 1979, p. 51, p. 53, p. 58.

Autoren der Prager Literatur aus dem historischen, kulturellen und räumlichen Kontext herauslöst, an dem Terminus ›Prager deutsche Literatur‹ herumkritisiert, und diese Literatur auf schriftstellerische Einzelexistenzen reduziert. Ohne die Überzeugung von tieferen gedanklichen, stofflichen und stilistischen Zusammenhängen innerhalb des Geflechts der Prager deutschen Literatur wäre die Ur-Großmutter-Theorie nicht zu postulieren, alle Ähnlichkeiten, die Auguste Hauschner mit ihren geistigen Enkeln verbinden als reine »Zufälle« zu werten.

Rein zufällig und eher verwunderlich wäre es dann z.B., dass der um 34 Jahre jüngere Max Brod in seinen literarischen Essays und Memoiren *Der Prager Kreis* (1966) der alten Berliner Dame so viel Platz widmet: Über 15 Seiten erstrecken sich seine Erinnerungen, seine liebenswürdigen Beschreibungen der stets Verehrten, der stets Gewürdigten, hinzu gesellen sich die Analysen einiger ihrer Werke, wobei Brod v.a. auf jene Texte sein Augenmerk richtet, die sich im »Stoffkreise«¹⁹ mit seinen eigenen Werken trafen, die *Familie Lowositz* mit seinen *Jüdinnen*, *Der Tod des Löwen* mit *Tycho Brahes Weg zu Gott*, der sozialutopische Roman Hauschners *Die Siedlung* mit seinem *Großen Wagnis*. Sich auf Hauschner selbst berufend führt Brod die Ähnlichkeiten auf die Wirkung des gemeinsamen Prager Milieus zurück, damit mit Rudolf Wolkans Charakteristik der *Familie Lowositz* übereinstimmend: »Es ist kennzeichnend für die Art, wie sich bei einem Prager Schriftsteller deutsche, tschechische und jüdische Einflüsse begegnen und einen Romantypus schaffen, der in seiner Eigenart eben nur hier möglich ist.«²⁰ Brod verfolgt seine Sache weiter, vergleicht Hauschners Beziehung zum Tschechentum und Judentum mit der eigenen (oder der seiner Generation), stellt dabei graduelle Unterschiede fest, die später von der Literaturgeschichte tatsächlich als typische Entwicklungslinien von der ersten zur 3. Generation der Prager deutschen Literatur erkannt wurden: Brod lobt Hauschners ehrliche Bemühung, »dem Tschechentum gerecht zu werden« und von der »Intoleranz ihres Lehrmeisters Mauthner weit abzurücken«, konstatiert aber trotzdem, dass »ihr die Tschechen immer fremd und unheimlich blieben«, dass sie die »Tschechen und Deutsche nur als miteinander kämpfende, um die Hågemonie [!] in der Stadt ringeneade Völker« kennt. Dagegen betont er seine eigenen »klaren, unmißverständlichen Bemühungen um die Zusammengehörigkeit des deutschen und des tschechischen Volkes in Böhmen«, um die Deklaration eines »deutlichen Friedensschlusses«. Das lange Kapitel über Auguste Hauschner endet mit dem Abdruck von Brods Bericht über die Kunstaussstellung *Frühling in Prag* (1907), in dem v.a. die – die nationalen Grenzen überschreitende – Zusammenarbeit der Prager tschechischen und deutschen bildenden Künstler hervorgehoben wird. (Der mit der Materie der Prager deutschen Literatur vertraute Leser denkt zugleich an die unermüdliche Bestrebung der Generationsgenossen Brods um Annäherung der Kulturen beider Völker Böhmens, die sich in Manifesten der jüngsten Generation, in Berichten und Essays über tschechische Kunst für deutsche Leser, in der Übersetzer-Tätigkeit, in der gezielten Wahl tschechischer Stoffe äußerte, und die die Prager deutsche Literatur in die Rolle der Vermittlerin in Mitteleuropa stellte.)

Parallel zu dieser Thematik charakterisiert Brod Hauschners Zugang zum Judentum als recht indifferent und lau: »Von dem Judentum [ihrer Helden] weiß die Dichterin nur zu sagen, dass sie ›nicht eigentlich wußten, wohin sie gehören‹ mit all der Pein, die in diesen wenigen Worten beschlossen ist.«²¹ Demgegenüber beschreibt er den eigenen wohlbekannten Weg vom Indifferentismus zum Zionismus, den er mit mehreren Prager Autoren gemeinsam ging, erinnert sich seiner vergeblichen Versuche, Auguste Hauschner zum Zionismus zu »bekehren«. Sehr bald stellt sich heraus, dass Brod den großen Raum von 15 Seiten, das Schrifttum und die Gestalt Auguste Hauschners benutzt, um die eigene menschliche und schriftstellerische Entwicklung in den beiden wichtigsten Themen der Prager deutschen Literatur – der Beziehung zum Tschechentum und zum Judentum – zu zeichnen, und um seine, die letzte Prager deutsche dichterische Generation, von den vorherigen abzuheben und zu charakterisieren.

Der zu Opfern bereiten Auguste Hauschner hätte dieser »freundschaftlicher Missbrauch« sicher nichts ausgemacht, enthält er doch das Bekenntnis des Enkels zur Großmutter. Trotzdem tut aber Brod der von ihm Verehrten Unrecht, denn im Roman *Die Familie Lowositz* gestaltet Auguste Hauschner sicher mehr als nur die Umrisse der »um die Hågemonie in der Stadt ringeneaden Völker«, und vom Judentum ihrer Helden weiß sie sicher mehr zu sagen, als »[...] daß sie nicht eigentlich wußten, wohin sie gehören«.

Der Haupt- und Titelheld des zweiteiligen Romans, Rudolf Lowositz, ist eine ideale Figur, um mit ihrer Hilfe alle Nuancen des gesellschaftlichen Zusammenlebens in der Dreivölkerstadt Prag zu demonstrieren, denn am Anfang des Romans ist er etwa 17 – und fähig und begierig alles in sich aufzunehmen, was ihm seine Umgebung bietet. Von einem Milieu ins

22 Im Roman werden 2 tschechisch nationale Festivitäten beschrieben, der 450. Sterbetag von Johannes Hus im Jahre 1865 und die Eröffnung des tschechischen Nationaltheaters 1881. Demnach müsste der Roman einen Zeitraum von 16 Jahren umfassen, was jedoch mit den Angaben zum Alter der Helden, das im Laufe des Erzählens allerhöchstens um acht Jahre höher wird, nicht übereinstimmt. Offensichtlich ist der Autorin ein Fehler in der Datierung des Hus-Festes unterlaufen, oder es war ihr die Beschreibung der militant festlichen Atmosphäre dieses Feiertages so wichtig, dass sie ihn in die 70er Jahre verlegte.

23 Vesela 1990, p. 46.

24 Ibid., p. 45.

25 Ibid.

26 Cf. dazu Steiners Rezension der *Familie Lowositz* in: Prager Tagblatt v. 11.07.1908.

andere wird der Held von der Autorin geführt: Aus dem Bürgerhaus seiner durchaus bemittelten, jüdischen, deutschassimilierten Familie, (dem die Familienhäuser seiner jüdischen Freunde ähnlich sind), ins jüdisch orthodoxe Haus seiner Großmutter, in die vornehme Wohnung seines dumm fröhlichen nicht-jüdischen adeligen Klassenkameraden, aus dem k.u.k. österreichischen Gymnasium in die Synagoge zum Religionsunterricht und am Nachmittag in den luftigen Garten des Freidenkers Dr. Markus, der – selbst Jude – ihm auf modernste didaktische Art Englisch, die östlichen Philosophien, die christliche Ethik beibringt und den Geschichtspessimismus Schopenhauers vermeiden will, aus den von deutschen Couleur-Studenten besiedelten Kneipen ins tschechische Nationaltheater, das im Rausch des tschechischen Nationalstolzes mit Smetanas *Libuse* feierlich eröffnet wird, aus dem dunklen Hausflur, von den schüchternen, zaghaften Küssen seiner ersten Liebe unter die schamlos enthüllten Fenster des Bordell-Viertels in der Nähe der Synagoge, und schließlich in die kräftige Umarmung der rothaarigen tschechischen Sängerin Milada. Die Autorin lässt keine »Ausbildungsstätte« ihres jungen Helden außer Acht, denn der Roman *Die Familie Lowositz* ist ein Bildungsroman klassischer Prägung mit allen Vor- und Nachteilen dieser Gattung. Zu den Nachteilen gehört der ziemlich große zeitliche Raum von etwa 10 Jahren,²² der zu umfassen ist, was die Autorin in einer Art sprunghaften Erzählens bewerkstelligt. Nie verweilt sie länger bei den Gedanken und Launen ihrer Helden, sondern jagt atemlos den Erlebnissen und Ereignissen nach, wobei das errungene Bildungsgut manchmal zu bloßen Schlagwörtern und Schemen verkümmert. Die Kunst der schemenhaften Zeichnung, die in der Charakteristik der Nebenfiguren zur Meisterschaft geführt wird, und auch der äußeren, knappen Beschreibung der mit Leitmotiven ausgestatteten Hauptfiguren zu Gute kommt, vereitelt in diesem Punkte das Einfühlen des Lesers in die Psychologie der Helden. Wahrscheinlich ist dies der Grund, warum die Hauptfiguren, Rudolf und Camilla, von der Kritik für »im Wesentlichen unsympatisch« gehalten wurden, und der Autorin mangelnde Sympathie für ihre Helden und »nüchterne, skeptische, prüfende und sezierende Betrachtung von Studienobjekten«²³ bescheinigt wurde – was v.a. in Bezug auf den 2. Teil des Romans einfach nicht stimmt. Dieser gehört aber bereits einer anderen Gattung an, nämlich dem psychologischen Roman, die es sowohl der Autorin als auch dem Leser erlaubt, sich in das innere Leben der Helden einzufühlen – viel besser, als dies im Bildungsroman möglich ist. Das 2. Fehlurteil der Kritik, der Roman sei »relativ handlungsarm«²⁴ entspringt der gleichen Quelle: Mitnichten ist der *Familie Lowositz* Handlungsarmut vorzuwerfen, im Gegenteil verfolgt ein Ereignis das andere, so dass besonders im letzten Drittel des Romans ein chronologisch nachfolgender Absatz den vorherigen schon widerlegt und negiert und es gesteigerte Aufmerksamkeit des Lesers erfordert, sich im Mosaik des Geschehens noch zu orientieren. Was dem Roman fehlt, ist ein zentraler Hauptkonflikt, von dem sich alle Ereignisse im geschlossenen Kreis abwickeln würden. Doch dies ist bei einem linear angelegten Bildungsroman nur eine Selbstverständlichkeit.

Der Bildungsroman erfordert aber eine eingehende Beschreibung der Milieus, in die der Held, das leere Gefäß, eingeführt wird. Und das ist der Vorteil dieser Gattung, denn nichts kann Auguste Hauschner besser als eindrucksvoll, trefflich und suggestiv das Milieu schildern, so dass ein »historisch getreues Bild der böhmischen Hauptstadt um 1880 entsteht«.²⁵ In der Brief-Sammlung ist ein Schreiben enthalten, das Hauschner als Vorwort zum 2. Teil des Romans benutzte. Ein – nach Hauschners eigenen Angaben – junger, sich kritisch betätigender Prager Student (man ist allerdings geneigt nach der Lektüre des ersten Satzes: »Sehr verehrte gnädige Frau! Es geschieht nicht ohne Absicht, dass ich sie mit meinem Dank für die Übersendung ihres neuen Romans etwas zu lange warten ließ; ich hätte ihnen nämlich diesen Dank gern gleich gedruckt übersendet [...]«, hinter den Initialen »L.St.« den späteren geschichtenumwobenen Redakteur des *Prager Tagblatts* Ludwig [Lutz] Steiner zu vermuten),²⁶ schreibt:

Ich habe einige ruhige Pfingsttage auf dem Lande dazu verwendet, um die *Familie Lowositz* mit Muße zu lesen, und ich muß aufrichtig gestehen, daß mich dieses Buch geradezu persönlich berührt, fast möchte ich sagen getroffen hat, wie selten ein Roman. Dieser Rudolf Lowositz ist ja ein Typus, dem wir alle, wir deutsch-jüdischen jungen Prager angehören... Dieselben Stimmungen, derselbe Seelenzustand. Unter derselben Umgebung leben wir, uns alle drücken dieselben dumpfen Verhältnisse [...] Es ist ja geradezu aus unseren Seelen heraus geschrieben! Fast auf jeder Seite gibt es Stellen, bei deren Lektüre man förmlich zusammensuckt. Und Gedankengänge, die so oft einen still, halb unbewußt, verfolgten, haben Sie hier ausgesprochen. Ich bitte es nicht für eingebildet zu betrachten, wenn ich gestehe, daß ich beim Lesen oft darüber staunte, wie genau ich hier abgezeichnet bin... Es ist ja nicht nur das »Milieu«, das



27 Beradt/ Bloch-Zavrel 1920,
p. 100ff.

28 Die den Werken *Die Familie Lowositz* (in der Folge zit. als FL) und *Rudolf und Camilla* (in der Folge zit. als RC) entnommenen Zitate stammen aus der Ausgabe Berlin: Egon Fleischel 1908 [1910]. Hinter dem Kürzel des Titels folgt im Text die Seitenangabe.

uns alle umgibt, sondern so zu sagen die dadurch bedingte psychische Verfassung des jungen Pragers, des »Schmock« im guten Sinne, so prachtvoll darin erklärt und geschildert [...]»²⁷

Und so lebt der 1908 ins Leben gerufene Rudolf Lowositz (demnach ein Zeitgenosse Brods und Kafkas) den realen Enkeln das vor, womit sie sich selbst in der typischen Atmosphäre Prags auseinanderzusetzen hatten – im Bereich der jüdischen Assimilationsproblematik, des Zusammenlebens der drei Völker in Böhmen, im Bereich des erwachten Geschlechts. Der germanistische Urenkel hält damit ein Buch in der Hand, das die sozialen und gesellschaftlichen Hintergründe der Werke der letzten Prager deutschen Generation besser erklärt als 10 Bände jeglicher Kafka-Kommentare.

Der »Auszubildende«, Rudolf Lowositz ist von Anfang an ausgestattet mit dem Bildungsgut der jüdischen Aufklärung: Er liebt Heine und liest Schiller, seines Freundes Otto Feldstein Begeisterung für Schillers Moralideale kann er allerdings nicht ungebrochen teilen, er beteiligt sich an Familiengesprächen über Napoleon Bonaparte, »der als erster den Juden Gleichberechtigung gegeben hat« (FL 19),²⁸ das Fest um Joseph II., dem seine jüdische Familie den »Ehrentitel eines Judenfreundes gab« (FL 328), animiert den Verschlussenen sogar zu einer Ansprache vor der feierlichen Versammlung der deutschen Studenten. Noch während der Kundgebung wird ihm aber klar: »Was sag ich da? Ich lüge! Wir Juden haben Kaiser Joseph nie besessen. Unser Ahnherr war er nie. Wir haben gar kein Vaterland.« (FL 337) Denn ein einfacher Assimilant ist Rudolf nicht, trotzdem er das aufgezwungene Gesellschaftsspiel vielfach mitmacht, sich über das »Mauscheln« seiner Schwester Mathilde mockiert, das Wort »Jude« vor Andersgläubigen nie ausspricht, und sich dem orthodoxen Judentum seiner Großmutter entfremdet fühlt. Seine Teilnahme am Pessach-Fest im Hause der Großmutter (das übrigens mit großer Kenntnis der Materie beschrieben wird) wertet er als Verrat an seiner Unabhängigkeit und gleichzeitig leidet er darunter, »daß ihn die Gemeinschaft mit seinen Blutsverwandten so bedrückte« (FL 65). Seinem Vater, der eigentlich kein streng gläubiger Jude ist, sondern nur darauf hält, »sich an hohen Feiertagen mit Jehova gut zu stellen und sich durch Befolgung der Gebete seine Gunst zu sichern« (FL 63), wirft er Unaufrichtigkeit vor – zwangsläufig muss man an dieser Stelle an Kafkas *Brief an den Vater* denken – ebenfalls kann er Otto Feldsteins Andacht nicht verstehen, mit der er im Tempel einen Thora-Abschnitt vorlas: »»Wie bringst du's nur zustande, mit solcher Andacht vorzulesen? Du hast doch von dem Zeug kein Wort verstanden.« Feldstein hatte aufgelacht. »Eben deshalb. Ich denk dabei an ein Gedicht von Schiller.« (FN 114) Gegen offene antisemitische Attacken des Mathematik-Lehrers Krasa währt er sich aber entschlossen und unerschrocken, sich den Hass des Lehrers und die Missbilligung der jüdischen Klassenkameraden zuziehend, denn sein »Benehmen erschwere ihnen noch die Stellung« (FN 42). Vom Freidenker Markus fordert er die Aufklärung darüber, »was unseren Glauben eigentlich so verhaßt macht« (FL 52) und entscheidet sich schließlich für eine Art Privatreligion, die auf der Basis der christlichen Morallehre fußt. Auch dieser private Glaube schützt ihn aber nicht vor Erschütterungen der unglücklichen Liebe zu Hermine und vor dem Schock ob dem Selbstmord der psychisch labilen Mutter. Und so kräftig hell, leichtsinnig und einfältig wie sein dummer, arischer Klassenkamerad von Leschner ist er nun einmal nicht, sondern voll von grübelnder, überlegener Klugheit, die letzten Endes seiner jüdischen Abstammung entspringt. Vor den Verwirrungen der Jugend, vor dem dumpfen, engen, hasserfüllten Prager Milieu, das ihm die persönliche Eigenständigkeit verwehrt und ihm auf jedem Tritt Loyalitätsbekundungen abverlangt, rettet er sich nach Berlin, in das

[...] neue Reich, das tatkräftige Hände aufgerichtet hatten, in die Hauptstadt, zu der alle Schaffenden und alle Könner strömten; da mochte die Meinung sich stark und gradlinig entwickeln können. Da mochte man wie von einem hohen Berg, weite Ausblicke in unentdeckte Länder haben... Hier in der Heimat, schien es ihm, habe jeder Scheuklappen vor die Stirn gebunden, die ihn hinderten, über seinen eigenen Schatzen wegzusehen. Und jeder trage eine Brille vor den Augen, die das Ferne kleinte und das Nächstliegende über Maß vergrößerte. (FL 326)

Der Gedankengang Rudolfs lässt den Leser sofort an die Prager deutschen Dichter denken, die noch vor dem 1. Weltkrieg oder unmittelbar danach Prag in Scharen in Richtung Berlin verließen, in der von Kurt Krolop entdeckten Enquette des *Prager Tagblatts* »Warum haben sie Prag verlassen?« ähnliche Gründe angehend. Aber nicht einmal in Berlin ist Rudolf gegönnt, einen festen Punkt für seine suchende Seele zu finden. Erneut wird er mit verschiedenen jüdischen Positionen konfrontiert, mit dem radikalen Assimilantentum Otto Feldsteins, der sich nun

Otto Böll nennt und für alldeutsche Ideale militant schwärmt, mit dem Zionismus des Freundes Becher, der Feldsteins/Bölls leeres Phrasenprangen witzig ironisch enthüllt, mit der Naturphilosophie des Schweden Nils Johansson, der beide Religionen, die jüdische und die christliche als traurig und menschenfeindlich verachtet, mit dem sozialistischen Internationalismus, der angibt, keine Rassen- und Nationalitätengrenzen zu kennen. Im großen Kampf, den er in seinem Geist voller »mißtrauender Klugheit und krankgewordener Zuversicht« mitten in der Natur austrägt, bis an die Wurzel seiner jüdischen Seele fühlend, die »immer auf der Flucht vor dem übermäßigen Verstand war« (RC 316) (man möge diese Passage z.B. mit Willy Haas' Artikel *Rationalistische und transzendente Morallehre* aus den *Herder-Blättern* 1912 oder mit dem expressionistischen Manifest Paul Kornfelds *Der beseelte und der psychologische Mensch* vergleichen), entschließt er sich, sich als »Einziger zu erheben, unabhängig von seiner Herkunft und Umgebung« zu werden (man denke z.B. an Ludwig Winders Roman *Die jüdische Orgel*), und ohne geerbte Geldmittel nach Amerika auszuwandern. Mit diesem utopischen Schluss verwirft Hauschner bereits 1910 die Idee der europäischen Assimilation der Juden, für die konkretere »Utopie« des Zionismus, die ihr von Max Brod dringend nahegelegt wurde, kann sie sich nicht entscheiden.

Einen – für viele dichtende Generationsgenossen Brods – ähnlich mustergültigen Weg, den Rudolf auf der Suche nach seiner Identität zwischen dem orthodoxen Judentum und dem radikalen Assimilantentum zurücklegt, irrt er auch in Richtung zum tschechischen Volk: Gesteigerte Empfänglichkeit für soziale Ungerechtigkeit führt ihn auf den »feindlichen und verbotenen Boden« (FL 87), in die Wohnung des tschechischen Schulkameraden Ptatschek, in der er einerseits auf unversöhnlichen, kämpferischen Chauvinismus der jungen, in zwei untereinander verfeindete Lager aufgeteilten tschechischen Intelligenz stößt, andererseits aber zum Wesen der Kunst, der Musik durchdringt, und »die Frau« entdeckt. Die tschechische Sängerin Milada, die Trostspenderin – ihre Arme sind offen, wenn sich Hermine mit einem anderen verlobt – repräsentiert beides, die Kunst und die Liebe, und steht wieder am Anfang einer ganzen Reihe von tschechischen Geliebten, Dienstmädchen, Ammen, die den deutschjüdischen, skeptis- und vernunftkranken-, lebensunfähigen Helden der Prager deutschen Literatur selbstlos den Weg ins Leben weisen. Paul Eisner hat sie alle abgebildet in seinem Essay *Milenky [Die Geliebten]* (1930) und festgestellt, dass es in der Prager deutschen Literatur fast keinen Dichter gibt, der in seinem belletristischen Werk den Zugang zum tschechischen Volk anders gefunden hätte, als durch eine tschechische Geliebte. Der Heil bringende Körper Miladas rettet Rudolf allerdings nicht vor dem Gefühl der Expatriierung aus seiner Heimatstadt (ein überaus typisches Gefühl für die Prager deutschen Dichter, das Paul Eisner zu der Formulierung der berühmten Theorie des dreifachen Ghettos veranlasste), das ihn am stärksten angesichts der lauten Kraftdemonstration der Hus-Feier überfällt, er rettet ihn allerdings vor dem blinden Hass eines Otto Feldstein, der – je mehr dem Judentum entfremdet – desto militanter das Deutschtum vertritt.

Die endgültige Rettung vor den Nationalitätenkämpfen sieht Hauschner wieder in der »Amerika-Utopie«, in der Gemeinschaft von Menschen vieler Nationen, die ihre Herkunft bewusst hinter sich ließen.

Die kleine Stichprobe aus dem Prager Roman *Die Familie Lowositz* sollte zeigen, dass »die Großmutter« Auguste Hauschner viele Motive und Themen der späteren Prager deutschen Literatur bereits vorweg genommen und in Rudolf einen Helden konstruiert hat, der mit den realen Prager Enkeln das gemeinsame Erlebnis der »zackigen, schroffen und unheimlichen Stadt« Prag teilt und sich von ihnen nur durch die unterschiedliche Lösung der Konflikte unterscheidet (doch wie entfernt war die Zeit des Exils, als viele der Prager Literaten Rudolfs Weg unfreiwillig antreten mussten, um das Leben zu retten?) – und noch dadurch, dass er eben nicht so schreiben konnte wie Franz Kafka.

Einer ausschöpfenden Analyse des Werkes Auguste Hauschners sind wir noch vieles schuldig geblieben, so müsste man v.a. Camilla, die Schwester Rudolfs, das kleine geknechtete weibliche Geschöpf, das sich mit allen Zellen ihres Körpers und mit der ganzen Seele nach Liebe sehnt und in der Gefühlskälte und verlogenen Moral der bürgerlichen Gesellschaft doch nur auf wache Träume angewiesen ist, um Verzeihung bitten, dass man sie in der »Familienforschung« keines Wortes würdigte. Doch Camilla gehört bereits einer enderen Familie an, ist eher die Schwester Daatjes als Rudolfs und somit eher Gegenstand der Feminismus-Forschung.



Doc. PhDr. Ingeborg Fiala-Fürst ist Literaturwissenschaftlerin und -historikerin. Studium der Germanistik in Olmütz, danach Emigration in die BRD und Tätigkeit an *Arbeitsstelle für Robert-Musil-Forschung* in Saarbrücken; 1992 Rückkehr aus der Emigration, seither Lehrbeauftragte am Lehrstuhl für Germanistik der Palacky-Univ. Olmütz. 1997 Mitbegründerin der *Arbeitsstelle für mährische deutschsprachige Literatur* innerhalb des Lehrstuhls; 1998 Habilitation und seither Lehrstuhlleiterin. Forschungsschwerpunkte: Prager deutsche Literatur, deutschsprachige Literatur aus Mähren, literarischer Expressionismus, deutschsprachige jüdische Literatur. Vorlesungen und Seminare zu diversen Themen der deutschen Literaturgeschichte; Organisation zahlr. Konferenzen sowie Herausgeberin der Bücherreihe *Beiträge zur mährischen deutschsprachigen Literatur* im Univ.verlag. Kontakt: fiali@ffmw.upol.cz.

